

# Menno-Blatt



## Gran-Chaco Paraguay, Philadelphia, Kolonie Fernheim, Süd-Amerika.

Dieses Blatt erscheint monatlich bezugspreis einschließlich Porto folgender: Für Nordamerika 80 Cents; für ganz Europa entsprechend dem Kurs der Deutschen Reichsmark z. 50 RM; für Argentinien 2 Pesos Argentinos; für Brasilien laut Vereinbarung mit der Schriftleitung „Die Brücke“ Blatt gegen Blatt; für das Inland 50 Pesos c. l. pro Jahr. Man überweise Geld in Deutschland, auf Konto „Brüder in Not“ der „Ehemalig Westpreussischen Mennonitengemeinden“ bei der Landwirtschaftsbank in Neuteich und au. Konto 7093 bei der Kreissparkasse in Marienburg Wpr. (Postscheckamt Königsberg Pr. Nr. 11 523). Frankreich und Schweiz: Herrn Max Schowalter, 3 rue de la République Pfalz, Haut Rhin. USA: Herrn G. G. Hiebert, Reedley, Kalifornien. Kanada: Herrn D. Epp „Der Bote“ Rosstern, Saskatschewan. Ostl. Paraguay: Herrn F. Heinrichs, Asuncion, Ferreteria Universal. Von andern Orten sende man Gelder direkt an die Redaktion „Menno-Blatt“, aber nur in Bankschecks, nicht durch die Post.

| 7. Jahrgang |

© Januar 1936 ©

| Nummer 1 |

## Meine Zeit steht in Deinen Händen.

(Psalm 31, 16.)

Es steht in Deinen Händen,  
Herr, meine Lebenszeit;  
Hilf Du mir sie vollenden  
Zu meiner Seligkeit.  
Ob lang, ob kurz hienieden  
Zu wandern mir begehrt,  
Wenn meine Seel' im Frieden  
Nur einst von himmen fährt.

Du hast mich treu geleitet  
Bisher mit starker Hand,  
Daß ich mög' wohlbereitet  
Einzieh'n in's sel'ge Land.  
Du hast durch Sturm und Klippen  
Gelenkt des Lebens Kahn;  
Drum stimmen Herz und Lippen  
Ein Lob- und Danklied an.

Wie Du mich noch wirst führen,  
Sei's auch durch Nacht und Graun,  
Ich weiß, Dein treu Regieren  
Führt mich zu grünen Au'n.  
Drum will ich Alles stellen  
Getrost in Deine Hand,  
Du bringst durch Sturm und Wellen  
Mich heim zum sel'gen Strand.

Es ist mir zwar verborgen,  
Wann meine Stunde schlägt;  
Doch hab ich's ohne Sorgen  
In Deine Hand gelegt.  
Geht hier mein Lauf zu Ende,  
Eil ich der Heimat zu,  
So tragen Deine Hände  
Mich in die ew'ge Ruh.

## Erbauliches

### Gottesjahre.

Deine Jahre nehmen kein  
Ende. Psalm 102, 28b.

Des Jahres Schwelle ist wieder durch Gottes große Gnade überschritten. Wieder stehen wir am Anfang des bürgerlichen Jahres. Dieses Jahr 1936 mit seinen 12 Monaten, oder 52 Wochen, oder 366 Tagen, oder 8784 Stunden, oder 527040 Minuten, oder 31622400 Sekunden mag uns Augenblicksmenschen heute vielleicht noch lang erscheinen, indem wir es dunkel und unverhüllt vor uns haben, aber, ehe wir's merken ist's wieder dahin. Singt doch der Liederdichter: „Un're Lebensjahre fliehen, ach so rasch, wir merken's kaum, alle Leiden, alle Mühen schwinden wie ein Morgentraum.“ Das sind Jahre des Menschen, von denen es heißt: „Unser Leben währet 70 Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's 80 Jahre, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist es Mü-

he und Arbeit gewesen; denn es fährt schnell dahin, als flögen wir davon. Ps. 90, 10. Eines Tages hast auch Du, mein Leser, diese höchste Grenze überschritten. Ist es Dir auch schon recht bewußt geworden, was mit dem Ablauf Deiner Jahre folgt?

Gottlob, alle Gotteskinder aber gehen nach dem diesseitigen Leben einem andern, bessern, ewigen Leben entgegen, um in jener unbegrenzten Zeit (Ewigkeit genannt) deren Jahre kein Ende nehmen, zu leben. Das muß doch etwas Herrliches, Erhabenes sein! Von jener Zeit singt ein Dichter so schön: „Mein alles ist neu, und wird nimmer verflöhen, die Nacht ist vorbei und der Morgen erschien, wie selig die Kunde im Herzen erschallt: Dasein, bei dem Herrn, wird man nimmer mehr alt.“ Dieses dürfte heute ein trostreiches Wort für unsere Alten, Siedten sein, die nicht mehr viel Aussichten auf ein Leben im Diesseits haben.

Aber auch für Dich, mein jüngerer Leser, der Du noch im blühenden Lebensalter stehst, bleibt der Lebensabend nicht aus. Die Hügel unserer Friedhöfe predigen davon, daß die Alten sterben

müssen und die Jungen sterben können. Ob nicht auch Du im Jahre 1936 abgemäht werden könntest? Wohl Dir, wenn Du dann bereit bist für die lange Ewigkeit. Denke an das Dichterwort:

„Das sind nun so-und-so-viel Jahre,  
Die Dich der Herr geführt hat;  
Und wieviel noch bis hin zur Bahre,  
Das steht allein in Gottes Rat;  
Nun, sei es wenig, oder viel,  
Wenn Du nur einst erreichst das Ziel!“

Allen Lesern ein gelegnetes Neues Jahr wünschend und herzlich grüßend:  
N. Stemens.

(Schluß von Seite 3 Spalte 3.)

erhalten, eine schneeweiße Weste, ja selbst eine Krawatte. Ein jeder konnte bedacht werden. Die Männer und Knaben erhalten auch je einen neuen Strohhut, während unsere „Mumkis“ den Frauen und Mädels neue Tücher nach russischer Weise hinten um den Kopf binden. Es ist eine wahre Lust, die frohen Indianer zu sehen. Nun erhält der Häuptling noch Nüsse, Gebäck und Konfekt, die er in den Hütten sehr selbstlos verteilt. Man muß auch staunen, wie gelassen jeder auf seinen Teil wartet. Kein stürmischer Andrang, kein ungeduldiges Warten, alles in Ruhe. Ob da nicht auch die Mennoniten noch lernen könnten!?

Br. Harder konnte denn auch mehrere Aufnahmen tippen, was die Wilden heut gern geschehen lassen. Bei der Heimfahrt durften wir doch sagen, daß es trotz Hitze und Beschwerden doch gelohnt hatte, dabei gewesen zu sein. Ja, „geben ist seliger als nehmen.“ N.S.



# Gemeinde Schule Haus

## Unser Krankenhaus.

Unser Krankenhaus, von dem wir in den ersten Jahren unserer Siedlung noch nicht einmal träumten, dessen Bau wir aber dann bald in Angriff nahmen und unter sehr schweren Verhältnissen (mit Scharwerk) aufbauten, mußte oder durfte auch ich etliche Tage in Anspruch nehmen.

Es ist für unsere Verhältnisse berechnet ein stattliches zweistöckiges Gebäude, mit Zinkblech gedeckt. Nur die Veranda, welche sich um das ganze Gebäude herumzieht, um Schatten zu spenden, hat ein Schilfdach. Ferner gehören zum Krankenhaus ein kleineres Nebengebäude und eine Küche mit dem Hausvaterquartier. Der Hof ist umzäunt. Auf dem Hofe stehen noch die schattigen Kampfbäume, leider nicht in Reih und Glied. Auf dem Hinterhof hat der Hausvater G. Jaak einen Gemüsegarten angelegt.

Schauen wir auf die innere Ausstattung des Hospitals, so müssen wir immer wieder an unser deutsches Mutterland denken. Alles ist hier ein Geschenk vom Deutschen Roten Kreuz oder sonstigen lieben Freunden.

Wie haben wir doch in der ersten Zeit unsers Hierseins unsere Schwerkranken bedauert, wenn sie unter Zeltplanen in der großen Hitze, oft ohne jegliche ärztliche Hilfe ihr Leben aufgaben! Und jetzt dagegen? Im Chaco ist wohl dieselbe Hitze, aber im Krankenhaus ist's lüftig und angenehm.

Unser Personal, bestehend aus Frau Böcksen (Hebamme), welche vorläufig den Posten des Doktors vertritt, Fräulein Meta Martens als Apothekerin und Schwester Anna lernt immer mehr durch energisches Auftreten unsere tropischen und andere Krankheiten zu bannen. Außerdem besucht der russisch-sprechende Regierungsarzt, Herr Dr. Latkowski ab und zu das Hospital, um in sehr schweren Fällen Anordnungen zu geben oder schwere Operationen zu vollziehen. Es wurde hier sogar am Töchterchen unsers Redakteurs eine Blinddarmoperation (die erste im Chaco) vollzogen. Es befinden sich im einer Abteilung sogar Syphuskranke. Fieberkranke gibt es zur Zeit nicht.

Dank dem Umstande, daß wir als Kolonie von unsern Handels-Ge-

schäften mehr die Unkosten tragen, fällt nur ein Teil der Kosten auf den Kranken selber und somit darf niemand der Armut wegen fernbleiben. So kostet dem Patienten ein Tag Kost und Logis nur 7,50 Pesos. Das ist die Hälfte von den wirklichen Kosten. (1 Dollar=320 Pesos). Wahrlich sehr billig! Für Medizinern wird dann extra noch berechnet.

Aber auch für geistliche Nahrung wird hier gesorgt. Den Leichtkranken stehen christliche Bücher zur Verfügung. Es wird auch auf Wunsch mit den Kranken gebetet, denn es ist doch ein ernster Ort. Abends singen liebe Sängern den Kranken mitunter Trostlieder vor.

Ein Kranker.

## Bibelbesprechung

fand am 28. & 29. Dezember in Philadelphia statt über Kolosser Kap. 3. Das Wetter hatte sich nach einem erfrischenden Regen merklich abge-

kühlt und somit konnte die den Saal füllende Zuhörerschaft bis zu Ende recht aufmerksam folgen. Zum Schluß brachte der neureingetroffene Br. A. Harber der gespannt lauschenden Menge einen interessanten Bericht über „religiöses Leben im deutschen Mutterlande“. Hier mußte berührt werden und ferner die guten Aussichten auf eine friedliche Beilegung desselben durch den von der Reichsregierung eingesetzten Kirchenminister Kerrl. Erfreulich war es auch, zu vernehmen, wie man heute in weiten Kreisen Deutschlands ein richtiges „Gott-Suchen“ feststellen kann, welches vielerorts schon wahren Segen gezeitigt hat.

## An Ungenannt.

sei mit diesen Zeilen von Witwe Anna Klippenstein, Kleefeld, ein herzlicher Dank ausgesprochen für ein Weihnachtspaket das ihr durch unsere Post zuging. Der Herr wolle dem unbekanntem Geber es reichlich vergelten!

## Redaktionelles zum neuen Jahr.

Mit dem neuen Arbeitsjahr 1936 dürfte es auch wiederum Bestellungen unter der Lesersfamilie des „Menno-Blatt“ geben. Die Januar-Ausgabe ist noch wieder an meine früheren Abonnenten, nicht an das Prinzip meiner älteren amerikanischen Kollegen haltend, wer nicht abbestellt, wird als weiterer Leser angesehen. Falls auch jemand, der das Blatt abbestellt hat, noch ab und zu eine Nr. erhält, so geschieht dieses gratis, aus alter Freundschaft. Gleichzeit ist bitte ich aber meine alten Leser, mir auch in diesem Jahre treu zu bleiben und in schwerer Krisenzeit dieses Werk zu stützen.

Es ist bereits eine ganze Anzahl unter meinen Lesern, die außer ihrem Gg. auch eines oder etliche für ihre ausländischen Freunde (häufig ist es ein reichsdeutscher Lesepate) bestellen als kleine Gegengabe für wertvolle Bücher oder Zeitschriften von drüben. Die Sache kommt hier nicht so teuer, aber macht jenem Freunde eine kleine Freude. Fahrt damit fort, denn Ihr tut ein doppeltes Werk! Einmal beweist Ihr Eure Dankbarkeit und dann helft Ihr unser Organ zu stützen. Andere senden an ihre Verwandten nach Nord-Amerika ein oder etliche Gg. M.-Bl. und erhalten dafür entweder die Rundschau, den Boten, den Christl. Bundesboten, die Mennonitische Volkswarte oder ein anderes Blatt aus unsern Kreisen. Solch ein Umtausch kommt weit billiger, als wenn man Auslandsvaluta nach drüben senden soll. Für Mehrbestellungen mache ich Rabatt (siehe unten). „Die Brücke“ aus Brasilien ist wieder durch mich zu beziehen für den Preis des M.-Bl. Die Nov.-Dez.-Nummer bringt uns neben manchem Lehrreichen aus der Siedlung auch einen hochinteressanten Bericht über „Seltsame Bruderverliebe“ in der Vergangenheit, seitens der holländischen Mennoniten. Auf diesen „Brücke“-Aufsatz sei besonders hingewiesen.

Schließlich wünsche ich auch herzlich, daß sich recht viele beteiligen möchten an der Mitarbeit durch Artikel jeglicher Form zum Allgemeinwohl und zur Mannigfaltigkeit. Niemand scheue sich vor Fehlern oder vor mangelhafter Handschrift. Erstere werden ausgebessert und letztere ist ja im Blatt nicht zu sehen. Es soll auch niemand an die hin und her ausgekreuzte Propaganda glauben, daß Artikel im pessimistischen Ton gehalten nur so einfach in den Papierkorb wandern. Dieses sind erdachte Verleumdungen, die erst begründet werden müssen. Zudem ist auch mein Papierkorb winzig klein und nicht in dem Umfange, wie es eine besonders rege Phantasie sich vorstellen mag.

Zur Beachtung: Somit kostet ein Jahresabonnement 1936:

(Weiterer Besetzung verlangt)	1 Gg. im Inland —	50 Pesos
(notwendigerweise eine kleine)	1 Gg. für Auswärts bestellt —	60 Pesos
(Erhöhung des Abonnements)	2 Gg.	100 Pesos
(gegen Inlandszahlung)	3 Gg.	140 Pesos

Die Sachleitung. Im Auslande bleibt der alte Preis.



# Kämpfende Jugend

Nachrichtenblatt des Deutsch-Mennonitischen Jugendbundes der Kolonie Fernheim

Gran - Chaco Paraguay Süd - Amerika

Losung:

Ein jeglicher aber, der da kämpft,  
enthält sich alles Dinges. 1. Kor. 9, 25  
Kämpfe den guten Kampf  
des Glaubens. 1. Tim. 6, 12.

Wien's Wahlpruch:

Einen andern Grund kann  
niemand legen außer dem,  
der gelegt ist, welcher ist  
Jesus Christus. 1. Kor. 3, 11.

Dieses Blatt erscheint monatlich. Für das Ausland gilt es als Gratis-Beilage zum „Menno-Blatt“ gegen den alten Preis. Wird es allein bestellt, so beträgt das Abonnement für ein Jahr in Nord-Amerika 30 Cents; in Europa 1 RM; im Inland 15 -- für das Ausland bestellt 20 Pesos c. l. Bei Bestellungen von 10 Ex. wird ein Blatt freigegeben. Man sende die Beiträge vom Auslande entweder an die Vertreter des „Menno-Blatt“ oder an uns aber nur in Bankschecks im Einschreibebrief.

3. Jahrgang

Philadelphia, Januar 1936

Nummer 1

## Belehrendes

### Mehr Gesang!

„An den allmählichen Rückgang des Gesanges in unserer Kolonie ist der Jugendbund schuld, denn die Jugend wird zu sehr beschäftigt, so daß sie keine Zeit mehr zum Singen hat.“ Solche und ähnliche Beschuldigungen werden über unsern Fernheimer Jugend-Bund ausgesprochen. Doch, sind solche Beschuldigungen auch berechtigt? oder wie sind sie mit dem Statut unseres Bundes vereinbar? Ist nicht gerade die Pflege des Gesanges im J.-B. vorgelesen? Heißt es doch in einem Punkt „Gründung von Jugendchören.“ Sollen doch gerade die Jugendstunden zur Anregung des Gesanges beitragen und wird hier doch einem jeden Jugendlichen die Gelegenheit zum Singen gegeben.

Woher denn aber solche Beschuldigungen? Wird denn die Jugend tatsächlich durch ihre Betätigung im J.-B. so sehr in Anspruch genommen, daß sie wirklich keine Zeit mehr hat, zu Hause oder in den Gemeindegängen mitzugehen? Nein, nein, so schlimm ist's nicht. Dazu sollen unsere Jugendstunden nicht da sein und sind es auch nicht, um uns vom Gesang oder von der Beteiligung an den Gottesdiensten fernzuhalten.

Ich glaube, daß der Grund, warum die Lust oder das Interesse am Gesang teilweise geschwunden ist, anderswo liegen muß. Ein Gottesmann hat einmal gesagt: „An dem Gesang erkennt man das Leben der Gemeinde, denn herrscht reges Leben unter den Gliedern derselben, so wird auch der Gesang lebendig sein.“ Wie kann auch ein dankbares Herz schweigen, wenn ein Danklied zur Ehre Gottes angestimmt wird? Oder kann auch ein gerettetes Gotteskind schweigen, das im Blute Jesu Frieden gefunden, wenn ein Lied von Golgatha gesungen wird? Könnte eine Seele, die ein Verlangen nach der himmlischen Heimat hat, schweigen, wenn die schönen Heimatlieder gesungen werden? Und doch haben wir viele unter uns, auch unter der Jugend, die es fertig bringen, auch bei dem lebhaftesten Gesang die Lippen übereinander zu halten. Liegt da nicht die Ursache in unserer eigenen Brust?

Gesang und Musik gehören in erster Linie zum Betätigungsbereich der Jugend. Denn stets ist es auch die Jugend gewesen, die durch Gesang das Leben der Umgebung verschönert hat. Ganz bestimmt ist es auch unsere Aufgabe hier im Chaco, uns auf diesem Gebiet recht tätig zu beweisen. Doch wie soll es damit, wenn die Jugend schweigt? Wollen wir nicht in Zukunft den Kampf mit der Lauheit und Trägheit, die sich bei uns eingeschlichen hat, aufnehmen? Niemand soll denken, wenn er sich im J.-B. betätigt, und somit die Jugendstunde verschönert, dann habe er schon genug getan, das Singen werde er andern überlassen. O nein, so dürfen wir in keinem Fall denken. Dann hätten ja unsere Eltern ein volles Recht, am J.-B. Anstoß zu nehmen. Wir haben doch kein Recht, uns vom Gemeindegesang zurückzuziehen, um uns besser der Jugendsache widmen zu können.

Wir sollen dafür Sorge tragen, daß in jedem Dorfe ein Sängerkor ist. Wir sollen es sein, die an Krankenbetten zur Linderung und zum Trost der Betroffenen Lieder singen. Wir sollen es sein, die in stillen Abendstunden unsern Eltern, die oft vor Sorge und Mühe uns tägliche Dasein nicht einschlafen können, Lieder vorsingen. Wir sollen in der Sonntagsschule, wenn es an einer leitenden Stimme fehlt, bereit sein, mitzuhelfen. Wir sollen zu Hause in der Familie mit unsern jüngern Geschwistern in freien Stunden Lieder singen. Gesang ist ein Gebiet, auf dem wir uns fast ausnahmslos alle beteiligen können. Darum wollen wir uns doch in Zukunft recht tätig beweisen in dieser Hinsicht, denn wie leicht kann sich diese Trägheit auf die heranwachsende Jugend übertragen. Wer ist bereit, in Zukunft tapfer mitzukämpfen?

Rosenfeld.

A. Kliever.

## Lieber „Musikfreund“!

Ihren 1. Artikel „Wie stehe ich zu der Musik“ im „Menno-Blatt“ Nr. 11 von 1935 las ich mit großem Interesse. Ich bin ebenfalls ein Musikfreund; ich strenge auch gern meine Stimme an, um die drückende Weltluft mit Gesang zu erfüllen und deshalb bin ich auch mit innerem Herzen dabei, wenn jemand sich über Gesang und

Musik äußert.

Was mich aber veranlaßte, auf Ihren Artikel etwas einzugehen, ist der Satz: „... nur hat man es zu beachten, daß nicht in einem zu raschen Tempo gespielt werde.“ Damit stimme ich nicht. Freilich will ich nicht sagen, daß man tanzen soll. Ich bin auch kein Tänzer und werde es auch nie werden. Aber wenn irgendwo ein lustiges Lied gespielt wird, dann hebt sich tatsächlich mein Gemüt. Wenn ich auch gerade nicht zu tanzen verstehe, die Füße kann ich doch nicht still halten, und wer kann mir beweisen, daß ich unrecht tue? Wozu sind die Lieder da, um das Auge zu nassen oder leuchtend zu machen? Sie wenden da auch das herrliche Dichterverwort an „Gesang verschönt das Leben, Gesang erfreut das Herz“. Haben Sie schon jemals gesehen oder gehört, daß man ein Herz durch eine traurige Melodie erfreut? Das sind doch Begriffe, die sich widersprechen wie Himmel und Erde.

Viel zu oft werden die Lieder zu langsam gelungen oder auch gespielt, so daß man bald in die Melodie des vielbekannteren Liedchens „vom Gähnen“ hineinirrt. Nein, man muß doch dafür begeistert werden, was man tun soll. Es gibt aber zwei Arten von Liedern: melancholische und heitere. Sie gehören meines Erachtens zusammen wie zu einer Landschaft Berge und Täler. Ich möchte aber doch noch stark betonen, daß ich zu den heiteren and lustigen Liedern noch lange nicht die schmutzigen Lieder zähle.

Einer der größten Dichter aller Länder und Zeiten, Friedrich v. Schiller sagt: „Ein frohes, heiteres Gemüt ist die Quelle alles Edeln und Guten.“

Ein froher und heiterer Mensch hält sich nicht lange in Kreisen auf, wo man nur traurige Lieder singt oder im schlaftrigen Tempo spielt. Der Mensch nur kommt vorwärts, der die Traurigkeit überwindet mit Frohsinn und lustiger Miene.

Es fällt mir da aber noch Shakespeare ein, welcher laßt: „Drück nicht so, Mann, tief ins Gesicht den Hut; laß deinen Schmerz in Worten aus, denn Kummer, der nicht spricht, schreit nach innen, bis das Herz zerbricht.“ Hiermit möchte ich auch sagen, daß ich die traurigen und sanften Lieder nicht verwerfe. Nein, auch diese sind oft passend, wenn man betrübt ist. Doch, über trübhaft klagt, weint und greint, wenn draußen die liebe Sonne



scheint, verdient nicht den goldenen Morgen! Darum lasse ich mich gerne bei solchen Gelegenheiten in Lustigkeiten hinein, oder ich preiße ein lustiges Liedchen, und all der Schmerz zieht davon.

Lacht uns deshalb nur die Lieder, die ein lustiges Tempo verlangen, nicht verwerfen, sondern mit innerer Teilnahme die Melodie wie eine lustige Lerche in die Luft schmetternd! Wenn sich da auch jemand erlauben sollte, etwas mit den Füßen zu scharrren, es ist doch dasselbe, als wenn man zum Takt der Musik marschiert. Der vielbekannte, berühmte und weitgefürchtete Preußenkönig Friedrich der Große sagt: „Alles in der Welt ist Torheit, nur die Heiterkeit nicht.“

Auf die obig angeschnittene Fragen wünsche ich Antwort vom Musikfreund.

Ein Jugendbündler.

## Für Schwarzseher

in unserm J.=B.

Ihr habt wohl alle im „Menno-Blatt“ gelesen, was die „dunkle Brille“ schreibt. Es ist ja das alles wohl richtig was sie schreibt. Es ist hier auch wirklich schwer, aber eine Dunkle Brille macht das Leben nicht leichter. Ein Mensch, der hell und froh in die Zukunft schaut hat's leichter als solcher, der immer finster blickt.

Ein Beispiel: „Zwei Frösche hatten das Unglück, eines Nachts in einen Topf mit Rahm zu fallen. Einer war ein Hellseher, der andere ein Schwarzseher. Sie zappelten beide und bemühten sich herauszukommen, aber es schien ganz vergebens zu sein. Das sah der Schwarzseher auch bald ein und mußte ertrinken. Der Hellseher aber kämpfte mutig weiter und was meint Ihr, des Morgens stand er auf harter Butter.“

Gibt es nicht auch in unserm Jugendbund etlicher solcher Schwarzseher, die nicht den Mut aufbringen wollen, zu kämpfen? Das sollte nicht sein. Nein, wir wollen alle kämpfen; und wenn wir uns zinig sein werden, einer dem andern zu helfen, dann werden auch unsere Jugendleiter und wir selbst es leichter haben.

Du fragst vielleicht: „Ja, was soll ich denn tun?“ Nun, kannst Du das Große nicht, so tue das Geringste mit Treue! Auf zweierlei möchte ich noch aufmerksam machen: Erstens mußt Du den Jugendbund stets in Deinen Gebeten vor Gottes Thron bringen und zweitens mußt Du pünktlich und gern zur Jugendstunde kommen. Wir brauchen nicht nur Jugendleiter und Gehilfen, sondern auch treue Jugendbündler. Darum laßt uns alle mutig und tapfer sein, denn die göttliche Kraft macht uns sieghaft durch Jesum Christum.

Jugendbündlerin.

## Dem Urteilsschreiber „g“

Vielleicht ist es ein bißchen altmännig, wenn ich mir die Freiheit nehme, auf Ihren Artikel in der November-Nr. 1935 „Gemeinnutz vor Eigennutz“ etwas einzugehen. Es ist das Beispiel von den Pimpfen, die gemeinsam die Mittagsuppe abfingen und dabei ihre Würstchen an der Schnur halten. Sonst war ich ganz mit in der Runde, d. h. im Geiste. Soweit gefällt mir die Geschichte recht gut.

Doch möchte mir hier der Sinn „Ge-

meinnutz vor Eigennutz“ nicht recht herausleuchten. Die deutschen Jungen hatten doch alle vom Mütterchen ihre Würst mit, nur der Unterschied war es, daß die einen Würst mit Knoblauch, die andern ohne bevorzugten. Und das war Geschmacksache. Bei uns hier ziehen die einen auf unsern gemeinsamen Ausflügen hartgekochtenene, die andern weiche Eier vor. Warum soll man denn den Gaumen oder den Magen des andern vergewaltigen, wenn ihm nicht von dieser oder jener Speise wohlbekommt?

Ganz anders wäre es schon gewesen, wenn jemand von den Knaben keine Würst gehabt hätte und alle Schnüre durchgeschnitten worden wären, damit alle Würstchen verkokten, und auch die Jungen ohne Würst etwas davon bekommen hätten. So wenigstens machen es hier unsere Indianer mit ihren Stammesgenossen. Mit Gruß

Ein Jugendbündler.

## „Seelische Verwirrung?“

Dieser Ausdruck findet sich in dem Artikel „Deutsche Volksgemeinschaft“ der Dezember-Nr. dieses Blattes. Sonst sind in dem Aufsatz viele Kernwahrheiten enthalten. Was uns ganz besonders angeht auch die wertvollen Bücherempfehlungen, die von deutschen Jungen und Mädels hochherzig gespendet und mit Mühe und Kostenaufwand von Herrn Dr. Quiring gesammelt worden sind. Davor müßten wir nur den Hut abziehen.

Ich komme hier nur auf die Sätze „Eine falsche Erziehung ließ uns vielfach das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit unsern deutschen Volksgenossen, sofern sie nicht unserer Religionsgemeinschaft angehören, einschlafen. Ein russischer Baptista stand manchem von uns näher als ein deutscher Katholik. Diese Einstellung entstand aus einer seelischen Verwirrung.“ Dieses, I. Herr Quiring, scheint mir doch nicht zu stimmen. Nicht, daß ich meine, daß unsere Erziehung nun auch die richtige war. Was ich aber hier meine, das ist die Tatsache, daß ein Christentum der Bibel uns nicht einseitig erzieht. Also, Deutschtum vereint mit Christentum oder auch Christentum voran, in erster Linie, wird uns nicht zu Chauvinisten erziehen.

Das Deutschtum soll uns, ob deutsch-katholisch, deutsch-lutherisch oder deutsch-mennonitisch als deutsche Volksgenossen durch das deutsche starke Band verbinden, und als gemeinsames deutsches Volksgut zusammenhalten. Das wollen wir auch hier immer stark betonen. Wir erinnern uns noch recht gut, wie wir uns bei unserm kurzen Aufenthalt im lieben Mutterlande so heimisch fühlten, wenn uns auf allen Ecken und Straßen die trauten gothischen Aufschriften entgegengrüßten, oder wenn wir jeden Eisenbahnständer oder Schupo in unserer deutschen Muttersprache anreden durften. So war es auch ein wahres Erlebnis für uns, auf deutschen Überseedampfern mit deutscher Bedienung reisen zu können. Dieses läßt sich nicht verleugnen, dieses war das Band des Volkstums, die Sprache.

Wenn wir aber auch dem Christentum ein Wörtlein sprechen lassen, so müssen da jealiche Schranken, was die Sprache betrifft, wegfallen. Unsere Väter haben tatsächlich in Rußland viel Umgang mit russischen Baptisten oder Evangeliumschristen gepflogen. Auch durfte mancher

deutsche Mennonit durch einen russischen Baptisten zum neuen Leben kommen, d. h. er wurde bekehrt von der Finsternis zum wunderbaren Licht. Diesen Schritt müssen wir alle machen, ob deutsch, russisch oder chinesisch. Können wir da anders, als diesen Menschen nicht nahe stehen, näher oft, als einem Volksgenossen?

Ein Beispiel: Zehn Fernheimer Lehrer weilten 1932 in unserer Landeshauptstadt Muncion. Wir trafen dort recht viele Deutsche, darunter auch hochberzige Menschen. Mit andern (auch Deutschen) hand es aber nicht. Eines Tages kommt in unser Hotel ein lieber alter russischer Mann. Er war vor vielen Jahren in der Ukraine durch Mennoniten zum wahren Glauben gekommen. „Ich suchte jahrelang meine Brüder, nun habe ich sie gefunden.“ war sein warmes Begrüßungswort. Viele schöne Stunden verlebten wir später in seinem gastlichen Hause. Seine Frau eilt heute noch durch die Räume der Muncioner Hospitäler, um Kranken eine Liebesgabe zu reichen. Das tut sie besonders gern auch an unsern leidenden deutschen Mennoniten. Wie kann man aber mit solchen Menschen, wenn sie auch nicht stammverwandt sind, nicht eng verbunden sein?

Schließlich glauben doch alle Christen an einen Jesus Christus. Wir ehren, lieben, achten Ihn, ja wir nennen uns doch nach Seinem Namen. Und doch wird niemand im Ernst behaupten wollen, daß Er ein Deutscher war.

Ich glaube, daß es eines Deutschen unwürdig wäre, wollte man nicht wahrhaft edeln Menschen gerne nahestehen, deshalb, weil sie keine Deutschen sind, aber einen heruntergekommenen Deutschen nur deshalb achten, weil er deutsch ist. Das wäre höchst undankbar, kalt und stolz gehandelt und zöge uns nur Mißachtung bei andern Nationen zu.

Zusammenfassend wiederhole ich: Bölkisch genommen freue ich mich, als Deutscher auf der Welt zu leben, denn der große Gott war schon sichtbar mit dieser Nation. Ich freue mich zu den großen Erzungenschaften, die auf deutschem Boden entprossen. Ich achte den Führer Deutschlands und bringe ihn und sein Werk vor Gottes Thron. Wie könnte ich anders als dankbarer Deutscher handeln? Vom christlich en Standpunkte gesehen finde ich unter allen Nationen Brüder, bei denen ich ein gemeinsames tiefes religiöses Erleben wahrnehme und dieses ist es, von dem wir auch im N.-Testament lesen: „Da ist keine Rede mehr von Griechen und Juden, Beschnittenen und Unbeschnittenen, Barbaren und Skythen, Sklaven und Freien, sondern alles und in allen nur Christus.“ (Menge). N. S.

## ! Jugendbündler !

In Kanada zahlen Wohltäter für Euch auf den Boten ein. Ihr habt bei mir 60 Pesos einzuzahlen und Euer Lesepata erhält dann ein Gr. M.-Bl. zugesandt. Manche gründlich durchdachten Botenartikel werden Euch förderlich sein. Beachtenswert ist auch die Artikelserie „Grundfällige Fragen“ von Prof. W. H. Unruh. Außer den 4 Gr. werden hoffentlich bald mehr eintreffen. „Kämpfende Jugend“ kostet hier 15 Pesos, für das Ausland bestellt 20 Pesos das Jahr.

Die Schriftleitung.

Schriftleiter: Nikolai Siemens.



# „Licht den Indianern“!

## Die Lenguas kommen.

### Bericht vom Missionskamp.

Der 4. November 1935 war für uns ein Tag von Bedeutung. Hatte doch der Indianer-Häuptling „Antonio“ versprochen, an diesem Tage mit seinen Leuten herzukommen, um seinen dauernden Wohnsitz bei uns aufzuschlagen.

Ein banges Warten! Verschiedene Gedanken fliegen durch das Gehirn. Ob wir uns mit ihnen vertragen werden, oder ihr Vertrauen gewinnen können? Werden sie sehr anspruchsvoll sein? Womit sie ernähren, wenn die junge Missionskasse versiegt? Ob die Wilden überhaupt kommen werden? Hat ein Indianer soviel Ehrgefühl, daß er sein Wort hält? ufm. Alles lauter Gedanken, die nach dem Sinne des Sorgengeistes sind und nicht mit Matth. 6, 31—34 stimmen.

Es war für mich ein aufgeregter Morgen. Ich war in unserm provisorischen Häuschen beschäftigt, da meldet Br. Unger: „Die Indianer kommen.“ Unwillkürlich zucke ich zusammen. War es Freude oder waren es bange Sorgen vor der Zukunft? Ich weiß es nicht. Nur eins war mir klar, daß dieses ein neuer Abschnitt in meinem Leben bedeutete.

Ich trete zur Tür hinaus und stehe unmittelbar dem Häuptling „Antonio“ gegenüber. Er, ein Mann von mittlerer Größe, im besten Mannesalter, in solider, reinlicher Kleidung, einen schönen Hut auf dem Kopfe, die Jagdtasche über der Schulter, das Gewehr neben sich auf der Erde stehend, macht einen sympathischen Eindruck. Hinter ihm seine Frau mit einem Ledersell umgürtet, auf dem Rücken den großen Ballen, der all ihre Habseligkeiten enthält. Die Last wird vermittelt einer Binde mit der Stirn getragen. Oben auf dem Ballen thront noch ein junges Hündchen. In der einen Hand einen langen Stab, mit der andern sich an ihren Mann haltend, zeigt der matte Glanz ihrer Augen, daß sie blind ist.

Wir stehen uns einige Augenblicke stumm gegenüber und sehen uns an. Das Gesicht des Indianers sagt mir deutlich: „Habe mein Wort gehalten, hier bin ich.“ Ja, begrüße ihn freundlich. In dieser Zeit sind auch etliche seiner Leute angekommen, die andern kommen in kurzer Entfernung nach. Bald hat sich nun hier eine Gruppe von 7 Männern, 5 Frauen und 4 Kindern angesam-

melt. Die Frauen und Kinder heiter lachend, die Männer stumm, ernst, doch nicht ohne verkennbaren Ausdruck von Neugierde im Gesicht. Wir unterhalten uns ein wenig mit ihnen und wünschen, daß sie ihre Hütten nicht allzu weit aufbauen möchten. Antonio geht darauf ein, und etwa 50 Meter von unserer Wohnung schlägt er seinen Lagerplatz auf.

Das Bauen der Hütten ist Sache der Frauen, während die Männer plaudernd im Kreise sitzen und abwechselnd die Te-re-re mit der Tabakspfeife kreisen lassen. Sooft ich noch daran denke, bedaure ich es, daß dieses Bild auf keine Platte gekommen ist.

Der Lengua Antonio hat sein Wort gehalten. Der unverdorrene Indianer kann in dieser Hinsicht wirklich als ein Muster gelten. Das deutsche Sprichwort „Ein Mann, ein Wort“ hat auch unter ihnen Geltung. Leider hat sich der Verkehr mit dem Fremden bei ihnen nach der schlechten Seite hin ausgewirkt. Weil der Weiße es ihnen gegenüber mit der Wahrheit nicht allzugenau genommen hat, ist der Braune mißtrauisch geworden und es ist daher manchmal schwer, das Vertrauen wieder zu gewinnen.

Der Umgang mit diesen armen Heiden erfordert viel Weisheit von oben. Unser tägliches Gebet zu Gott ist, daß der Herr uns dieselbe schenken möge, und daß wir auch in dieser Arbeit etwas zur Verherrlichung seines Namens beitragen könnten.

U. Naglaff.

## Weihnachten

### bei den Lenguas.

Es war der Wunsch unserer Missionsgeschwister Naglaffs gewesen, der nun auch zur Idee des Missionskomitees wurde, unsern Indianern auf dem Missionskamp eine Weihnachtsbescherung zu veranstalten. Vor dem Feste gingen Bekanntmachungen durch die Dörfer mit der Bitte, sich mit Spenden für die Braunen zu beteiligen. Ein Dorf nach dem andern brachte denn auch die Sammlungen von Gebäck, Nüssen, Eiern, Kleidern und Geld nach der Zentrale. Nur einige Dörfer hatten sich nicht beteiligt. Doch sicher waren nicht die Bewohner der betreffenden Dörfer schuld, sondern die Lässigkeit der Sammler. Einige Dörfer hatten sich über Erwarten beteiligt. Es muß eben eine ganze

Seele für die Sache sein, dann kann immer was geschehen.

Der warme Morgen des 26. Dezember findet in der Frühe 15 Fuhrwerke aus verschiedenen Dörfern dem Süd-Westen zustreben. Kurz vor 10 Uhr betreten wir das primitive Häuschen der Geschwister Naglaffs, die uns freudig begrüßen. Schnell haben einige Männer noch nebenan ein Zelt errichtet und irgendwie Sitzgelegenheiten beschafft. Nun ist auch der Häuptling Antonio mit seinem Völklein von 22 Seelen mit Kind und Regel zur Stelle. Sie plazieren sich auf einem Plan mit untergeschlagenen Füßen.

Der Friedensfelder Chor leitet den Gottesdienst durch Weihnachtslieder ein. Die Gemeinde, bestehend aus rund 100 Mennoniten aus den nächsten Dörfern, singt das schöne Weihnachtslied „Welchen Jubel, welche Freude.“ Unterzeichneter durfte nun einleitend über das Engelwort „Siehe, ich verkündige euch große Freude“, sprechen. Br. Harber, der erst vor einigen Tagen aus Deutschland eingetroffen ist, begrüßte die Missionsgemeinde mit dem Wort „Halt im Gedächtnis Jesum Christum.“ Der Redner zog Vergleiche zwischen dem seinerzeit von seinem Vater begründeten Waisenheim Großweide und diesem jungen Werke. Auch damals verstanden es nicht alle aus unserm Volke, wie auch heute hier nicht alle mitgehen. Geschwister Naglaffs wurde Mut auf ihrem einsamen Posten zugesprochen. Ruhig sitzen auch unsere braunen Freunde dabei. Kein Schwachen, kein Lachen, keine Störung. Nur wenn einmal die weihnachtliche Stille des Buschwaldes von dem Schuß eines jagenden Indianers widerhallt, regt sich ihr wildes Blut, bis sie dann wieder ruhig werden. Von Br. G. Giesbrecht wird nach Luk. 2, 10. 11 aus einem Evangelium in der Lenguasprache vorgelesen. Die Wörter sind langgkledrig, mitunter von 8 Silben und für uns vorläufig nur mühsam herauszubringen. Durch Gebet und Segen schließt die einfache, erste und deshalb auch historische Festfeier auf dem Missionskamp.

Jeder Indianer erhält zum Mittag eine Portion Gebäck und 2 Eier. Sie ziehen fröhlich in ihre nahen Hütten. Die Mennoniten stellen nun ihren Kaffee und bald sitzt hier und dort eine Gruppe schmausend, während die heiße Sonne direkt vom Zenith herunterfengt.

Nach dem Mittag beginnt die eigentliche Bescherung. Bald tritt der Antonio aus dem Ankleideraum. Er steckt im sauberen Hemd mit der Unterhose, hat einen guten Anzug

(Schluß auf Seite 1 Spalte 3.)



# Aus dem deutschen Mutterlande

## Hauptstelle für auslanddeutsche Sippenkunde.

Neulich konnten wir im Boten einen plattdeutschen Artikel „Vom Nachfahnen“ (Verfasser Dr. W. Quiring) mit großem Interesse lesen. Heute wird in Deutschland großes Gewicht darauf gelegt, wenn man einen möglichst weitverzweigten Familienstammbaum aufweisen kann. Und daß ein Sinn unter unserm Wölbstein für Familienforschung da ist, wird in dem oben erwähnten Artikel klar dargestellt. Diese Sache soll nur noch geweckt und gepflegt werden. Um dieses gute Werk zu unterstützen, hat man drüben die Sippenkunde zur gewissen Höhe gebracht. Hier einiges darüber, das uns zusammen mit einem Aufsatz „Über die erste Sippentagung der Danziger Mennoniten-Familien Rauenhöfen und Zimmermann“ von Herrn Dr. Rauenhöfen, Göttingen, zuzuging. Der Aufsatz wird in der folgenden Nr. des Menno-Blatt erscheinen.

Die Schriftleitung.

Die im März 1934 vom Deutschen Auslands-Institut, dem Volksbund für das Deutschtum im Ausland und dem Verein für Württembergische Familienkunde ins Leben gerufene Hauptstelle für auslanddeutsche Sippenkunde ist nunmehr, wie von vorneherein geplant, dem Deutschen Auslands-Institut eingegliedert und hier der Leitung des Pfarrers **Grisebach** unterstellt worden. Als Mitarbeiter sind der Vorsitzende des letztgenannten Vereins, **Präsident i. R. Schöll**, und der bekannte auslanddeutsche Sippenforscher **Dt. Lohr** gewonnen worden, wozu letzterer viele Jahre in Nordamerika zugebracht hat und als Kenner der einschlägigen Verhältnisse bekannt ist. Schöll hat die bei der Hauptstelle in den ersten neun Monaten ihres Bestehens einlaufenden Anfragen bearbeitet.

Die Ziele der Hauptstelle dürfen wir als bekannt voraussetzen. Sie sind in der Mainnummer unserer Zeitschrift von Dr. Wentlicher eingehend dargestellt worden. Wir möchten sie heute nur noch einmal dahin kurz zusammenfassen: die Hauptstelle will bei den Auslanddeutschen den Sinn für Familienforschung, für ihre Bedeutung und ihre Pflege wecken und vertiefen; sie will die verwandtschaftlichen Bande zwischen den Binnens- und den Auslanddeutschen stärken und, wo sie im Lauf der Zeit in Vergessenheit geraten sind, von neuem nachzuweilen suchen. Und endlich will sie, sobald die finanziellen Unterlagen dafür gegeben sind, an die systematische Bearbeitung der auslanddeutschen Familiengeschichte und ihrer Quellen herangehen.

Wir verhehlen uns nicht, daß die Aufgaben, die der Hauptstelle harren, nach Umfang und Schwierigkeit bedeutend sind. Aber sie hat doch schon in den ersten neun Monaten ihrer Tätigkeit beachtliche Erfolge erzielt. Der bisherige Schriftwechsel umfaßt gegen 600 Ein- und Ausgänge. Etwa 33 v. H. der bearbeiteten Fälle konnten der gewünschten Lösung zugeführt werden, bei 22 v. H. blieben die Nachforschungen ergebnislos, der Rest der Fälle ist noch in Bearbeitung. Dabei darf freilich nicht verschwiegen werden, daß die von den Fragestellern beigebrachten Unter-

lagen vielfach mehr als dürftig waren. Insbesondere hat die Tatsache, daß die Befehniszugehörigkeit der Beteiligten nicht angegeben war, in vielen Fällen zu Leerläufen geführt.

Um den Sippenforschern nach Möglichkeit entgegenzukommen, werden wir von jetzt an in diesen Blättern eine „Suche etc.“ führen, in der solche sippenkundlichen Anfragen zur Veröffentlichung gelangen, deren Beantwortung am ehesten aus den Kreisen der Auslanddeutschen zu erwarten ist. Freilich können wir dabei, von besonders gelagerten Fällen abgesehen, auf die Berechnung eines mäßigen Zeilenpreises nicht verzichten. Doch räumen wir den Mitgliedern des Deutschen Auslands-Instituts, des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland und der mit uns im Austauschverkehre stehenden sippenkundlichen Vereine Vorzugspreise ein.

Wir hoffen und sind gewiß, daß wir durch die Tätigkeit der Hauptstelle für auslanddeutsche Sippenkunde beisteuern dürfen zu dem gewaltigen Bau, den wir heute noch als Fernziel betrachten, zu der großen Gemeinschaft aller, die deutschen Blutes sind.

## Hauptpastor Bruns

Der ehemalige Lagerpfarrer des Mülner Flüchtlingslagers schreibt einen Brief an Lehrer P. Klassen, der hier auszugsweise wiedergegeben wird. Die Schriftleitung.

**Lieber Br. Klassen!** Nun will ich endlich, solange meine Hand es leidet, auf Ihren Brief zu antworten anfangen. Wenn sie dann müde ist, Schluß für heute und morgen Fortsetzung... Meine Pfarrstelle ist noch nicht wieder besetzt, so habe ich meinem jungen Amtsbruder noch hier und da zu helfen; es kommen auch bei Todesfällen und Eheschließungen manche, die diese Amtshandlung gerne von mir halten lassen wollen; das Langhaushaft besorge ich noch ganz und halte dort monatlich zwei Gottesdienste. Auch nach auswärtig bin ich zur Vertretung schon gerufen worden. Dazu habe ich noch einige Ehrenämter von den Kollegen belassen bekommen. So ist mancherlei zu tun, und das ist gut so. Das völlige Untätigsein würde mir doch schaden. Es ist ja überhaupt so schmerzlich, daß man austrangiert ist, wenn man sich geistig noch auf der Höhe und körperlich noch einigermaßen fühlt. Aber um der Gemeinde willen, der ich eben körperlich doch nicht mehr das leisten kann, was ich nach meiner Amtsauffassung leisten müßte, bin ich gegangen. Und doch wäre es in dieser schweren Zeit der Kirche nötig, daß wir noch in den vordersten Reihen ständen. Der Kampf zwischen den „Deutschen Christen“ und der „Bekennnisgemeinschaft“ ist noch nicht zu Ende. Er hat stellenweise sehr Trauriges gezeitigt. Jetzt hat der Staat eingegriffen, indem Hitler einen Minister für kirchliche Angelegenheiten, Kerrl, eingesetzt hat; ich habe jetzt Hoffnung, daß er in gerechter Weise die Sache zum Ende führen wird...

Mit mir geht es so: die Nerven schmerzen sind dieselben; manchmal sehr schlimm; aber ich bin dankbar, daß es so

ist. Mein Herzleiden hat sich durch die Ruhe gebessert; aber das ist ja ein Zustand, der jeden Tag wieder anders werden kann. Deshalb mußte ich ja auch geh'n...

Wir haben uns sehr gefreut, daß Sie wieder so zuverlässig schreiben. Der Krieg muß ja furchtbar auf Ihnen allen gelastet haben. Aber nun ist auch das vorbei. Gott gebe, daß es ein wirklicher und dauernder Friede ist. Dann wird doch mit Gottes Hilfe allmählich Ihre Kolonie sich festigen und mit der Zeit allen wirklich Heimat werden, bis Sie alle ernährt. Wir haben ja Ihre Verpflanzung nach Paraguay immer mit Sorge betrachtet. Und wo wir jetzt von den Schwierigkeiten Ihrer Brüder in Brasilien hören, denken wir mit neuer Sorge an alle... Das Menno-Blatt läßt uns etwas ahnen von den großen Sorgen dort, auch von den Sorgen, die Professor Unruh und unsere Regierung um das alles hat...

Ja, könnten wir Sie und die andern einmal wiedersehen! Ich habe soviel Freude an der Arbeit unter den Flüchtlingen gehabt, daß ich das wohl wünsche, einmal nach Paraguay und Brasilien zu fahren, und meine Frau mit. Aber daran ist ja garnicht zu denken.

Dr. Dyk ist nun nach Brasilien abgefahren. Hoffentlich findet er das, was er sich gewünscht hat...

Und nun Gott befohlen, lieber Br. Klassen, mit Ihrer ganzen Familie und all den andern dort draußen. Gott helfe Ihnen und uns allen! Grüßen Sie alle, und nehmen Sie mit den Ihrigen unsere besondern herzlichen Grüße!

Ihr P. Bruns.

## Unterhaltendes Von Kaiserslautern bis Fernheim.

Reisebericht von Lehr. A. Harder.

Nachdem ich in allen meinen Gemeinden und der Stadmission zu Kaiserslautern meine Abschiedspredigten gehalten hatte, und zwischendurch die Vorbereitungen zur Ausreise getroffen waren, verließen wir, von vielen Freunden an den Zug begleitet, am 24. 10. 35 unsern uns so lieb gewordenen Wirkungsbereich in Kaiserslautern. Zunächst ging die Reise auf den **Thomashof** bei Durlach, woselbst wir unsere Kinder unter der Obhut von **Frl. Maria Martens**, die uns begleitet, zurückließen, um am nächsten Tage zu kurzen Abschiedsbesuchen nach **Wettpreußen** zu fahren, wo wir sechs Jahre im Dienste der inneren Mission gestanden haben. Am 26. 10. um 13. 39 Uhr wurden wir von den Kindern des Ältesten **Bruno Ewert** mit dem **Verbeewagen** nach **Grünhagen** abgeholt, wo wir freundlich empfangen wurden. **Br. Ewert** war mit seinem Dienstauto auf der Beerdigung des Ältesten **Neufeld** im Freistaat Danzig und kam erst zum Nachtesten heim. Schöne Stunden der Gemeinschaft verlebten wir hier, bis uns die Pflichten des Sonntags zur Ruhe mahnten. **Br. Ewert** hatte am Sonntag Vormittag in **Marienburg** das Abendmahl auszuteilen und ich diente in Heubuden mit dem Wort. Von dort fuhren wir zu **Br. Wiebe**, Stadtselbe, woselbst sich am Nachmittage noch einige Amtsbrüder zum brüderlichen Gedankenaustausche einfanden.



Die Gemeinde Heide-Marienburg hat sich in rührender Weise an unserer so wie an Fr. Martens Ausreise beteiligt. Das Verständnis, das uns hier, gepaart mit einer spürbaren Bruderliebe, entgegengebracht wurde, tat uns außerordentlich wohl. Zum Abend brachten uns Geschwister Ewert nach Reichsfelde, wo sich schon ein kleiner Kreis unserer Freunde eingefunden hatte. Vor dem Auseinanderfahren hielt Br. Ewert noch eine kurze Andacht, in der er herzliche Abschiedsworte an uns richtete. Am 28. nahmen wir teil an einer Missionsstunde, die bei Geschwister Otto Bartel in Grunau stattfand. Ein gemeinsames Abendbrot und die Abschiedsreden von mir und Br. Wiehler, Thörichtshof, beschloßen den herrlichen Abend, an dem in unsern Herzen längst verklungene Töne wiedererstand. Am Dienstag nahm ich teil an einem Lichtbildervortrag in Marienburg, den Lehrer Kiewer aus Fernheim über die dortigen Kolonien hielt. Der Besuch war so stark, daß viele wieder umkehren mußten, und der Vortrag so gut, daß der Redner, der gegenwärtig zur Verbesserung seiner Kenntnisse in Marburg studiert, damit seine Doktorarbeit hätte machen können, wie verschiedene Herren ihm sagten. Der Bürgermeister der Stadt Marienburg hielt eine feierliche Einleitung, und Alteser Ewert eine noch trefflichere Schlussrede. Am 30. hielt Br. Kiewer in der Kirche zu Thiensdorf denselben Vortrag ohne Lichtbilder noch einmal, während ich ein Abschiedswort sagte. Am 31. grüßten wir beide noch Br. Händiges in Elbing, und am Abend waren wir wieder zu gemeinsamem Dienst in Thiergart, meinem einjüngigen Wirkungskreis. Nachdem wir in Grunau bei Otto Bartels zur Nacht gespeist hatten, brachten Geschwister Bartel uns nach Elbing zum Zuge. Für die Nacht fanden wir guten Platz und am Morgen des 1. 11. unterhielten wir uns noch mit Br. Kiewer über unsere zukünftige Arbeit in Fernheim. Am 10. 30 abends trafen wir dann, nachdem wir uns in Berlin am Morgen von Br. Kiewer getrennt hatten, wo er noch einen Vortrag zu halten hatte, in Ingolstadt ein; wir wurden von Br. Horst nach Hellmannsberg abgeholt. Dort ruhten wir am Sannabend aus und fuhren abends nach Regensburg, woselbst am Sonntag die Konferenz der Mennonitengemeinden Regensburg, Augsburg, Eichstod und München tagte. Die Vormittagsversammlung fand in einer Kirche statt, die von den Evangelischen, den Katholiken und Mennoniten benutzt wird. Br. Immanuel Landes, Ingolstadt, machte die Einleitung der Konferenz, Br. Horst, Hellmannsberg, schloß sich ihm kurz an und ich hielt die Festpredigt. Der Besuch war sehr gut und der Herr unter uns. Nach dem Mittagessen, das gemeinsam in einem Restaurant eingenommen wurde, nahm die Konferenz ihren weiteren Verlauf im Saale des Restaurants. Dr. Quiering, Hohensfels hielt nun über seine Studienreise im Gran-Chaco und Brasilien einen hochinteressanten Vortrag, der uns aber zu unserm Vorhaben keinen Mut machen konnte, da er mehr die negativen als die positiven Seiten aus „Menno“ und „Fernheim“ schilderte. Trotz allem aber wurden wir auch nicht einen Augenblick in unserm Entschluß wankend. Am 5. 11. besuchten wir noch Geschwister Landes in Lauten- und Willensbach und trafen am 6. 11. zu Mittag wieder auf dem Thomashofe ein. Am Abend desselben Tages grüßten wir noch den

Vamprechtshof und am 7. 11. waren wir zum Abschied bei unserm hochverehrten Professor B. S. Uruuh in Karlsruhe. Tante Uruuh hat uns so vortrefflich bewirtet und durch die Kirchenjuppe, die nach „Muttern“ schmeckte, in die alte, liebe russische Heimat versetzt. Br. Uruuh instruierte uns in seiner unverwundlichen humanistischen Weise, die aber keinen Augenblick den Ernst und die Verantwortung seiner Vermittlerstellung, die er in Demut und göttlicher Vollmacht für seine Brüder in aller Welt einnimmt, vermissen ließ, für unsern zukünftigen Dienst. Diese Stunden, die dieser große Mann unseres Volkes uns widmete, werden unvergesslich bleiben.

Am 8. 11. reisten wir nach Berlin, um der Dienstschwierigkeiten wegen noch an höchster Stelle vorzusprechen. Mein schon längere Zeit vorher eingereichtes Gesuch war aber schon am Tage vor unserer Ankunft abschlägig beschieden worden. Am Sonntag Abend trafen wir dann in Hamburg ein, wo wir bei Pastor Schwalters liebevolle Aufnahme fanden. Nachdem wir am Montag die Fahrscheine und das uruguayische Visum besorgt hatten, was alles sehr viel Zeit in Anspruch nahm, und noch das Notwendigste für die Reise besorgt hatten, wurden wir am 12. 11. um 10 Uhr eingeschifft. Pastor Schwalters waren die Einzigen, die uns an Bord begleiteten; sie waren gleichsam die Vertreter der Mennoniten-Gemeinden Deutschlands, die uns den letzten Segenswunsch mit auf die Seereise gaben und auch vom Ufer aus zuwinkten, bis wir ihren und sie unsern Blicken entschwunden waren. Eine Freude erlebten wir noch kurz vor Abfahrt des großen Lugsudampfers „Cap-Arcona“, indem ganz unverhofft Herr und Frau Otto Koosen, Hamburg zu uns traten, uns Gottes Segen für die Reise wünschten und herzliche Grüße an ihren Sohn in Montevideo mitgaben. Nun hatten wir eine Adresse mehr, an die wir uns im fremden Lande nötigen Falls wenden könnten.

Bald war das geliebte Vaterland, unsere deutsche Heimat, die wir elf Jahre genießen durften, für immer unsern Blicken entschwunden. Unsere irdische Heimat ist nun überall und nirgends, bis wir sie im Chaco wieder finden. Unser Cochon singt in diesen Tagen immer wieder: „So weit das Auge sehnd blickt, so weit der Mund die Klagen wagt, bald da, bald dort, an jedem Ort die Heimat uns beglückt.“ Ein wehmütiges Gefühl will uns beschleichen, doch der Frohsinn und unverdrossene Mut der Kinder richtet uns immer wieder auf und läßt uns alle den ersten herrlichen Tag an Bord in vollen Zügen genießen. Die Nordsee war so ruhig und der Riesendampfer, der 206 Mtr. lang und je 28 Mtr. breit und hoch war, bewegte sich in seiner majestätischen und imposanten Weise so schnell voran, daß wir unter dem Eindruck all des Neuen und Schönen keine Langeweile verspürten. Die Reisegesellschaft, die in allen drei Klassen an Bord war, war so angenehm, daß man sich sehr wohl fühlen konnte. Wir durften uns ungeniert auf allen Decks bewegen. In der Nacht setzte ein heftiger Sturm ein, so daß wir am nächsten Tag, mit Ausnahme von Peterlein, alle sekrank waren. Im Kanal wurde es wieder nach und nach ruhiger und am 14. landeten wir in Boulogne in Frankreich um 3 einhalb Uhr nachmittags. Nachdem Gepäck aus- und eingeladen war und einige Passagiere dazugesiegen waren, gingen wieder bei Sturm und Wellengang wei-

ter, so daß wir in La-Coruna nicht anlegen konnten. In Vigo (Spanien) gingen wir am 15. vor Anker, wo 300 Erntearbeiter mit Haad und Bad Haanchen und Mannchen einstiegen; sie wurden auf Motorbooten zu uns gebracht. Im Hafen war es ruhig, und wer eben den Kopf heben konnte, ging auf Deck und sah sich die schöne, malerische Stadt an, die in der Morgenfrühe, von der Sonne beleuchtet, so herrlich schön dalag. Die Einheimischen kamen an Rähnen und Boten mit ihren Waren an; hauptsächlich Apfelsinen, Mandarinen, Bananen, spanische Weine u. s. w. Kaum hatten wir den Hafen verlassen, als das Schiff wieder zu schaukeln anfing, daß die Spanier bald die Decke der 3. Kl. liegend, sitzend und stehend bedeckten, so daß an ein Durchkommen nicht mehr zu denken war. Jetzt bekam der Meerergott Neptun, wie die Matrosen sagen, seinen Tribut in reichlicher Weise, und auch diejenigen, die zunächst über diese übergroße Freigebigkeit schimpften, verschwanden bald von der Bildfläche und bezahlten heimlich ihren Beitrag. Beim Nachtessen war es im Speisesaal stille geworden und von denen, die noch zum Essen gekommen waren, verließ einer nach dem andern kreideweiß und halb verzwehelt den Saal. Am 16. legten wir in der Morgenfrühe, etwa um 4 Uhr schon in Lissabon an. Wir nahmen 200 Portugiesen an Bord, um das Maß der Unsauberkeit vollzumachen. Man muß diesen Dreck, diese Unsauberkeit gesehen haben, um eine Vorstellung davon zu haben. Dazu kam nun noch, daß um dieser Passagiere willen, allen Passagieren der 3. Kl. der Zutritt auf die Decks 2. und 3. Kl. verboten wurde, was die Lage der in der 3. Kl. reisenden Deutschen ungemein erschwerte, waren sie nun doch nur noch auf ihre Kabinen angewiesen. Wir hatten ja nun dank der Freundlichkeit der Reederei, indirekt aber jedenfalls durch Professor Uruuh, Kabinen 2. Kl. bekommen, was unsere Lage wesentlich erleichterte; aber die Kinder hatten jetzt keine Bewegungsfreiheit mehr, weilten wir sie nicht bei den Spaniern und Portugiesen der Gefahr einer Ansteckung aussetzen. Daher gingen die Passagiere der 3. Kl. einer nach dem andern zur Schiffsleitung und beschwerten sich über den unmöglichen Zustand, der nach der Einschiffung der spanischen und portugiesischen Arbeiter für die 3. Kl. eingetreten war, doch ohne Erfolg. So sagte ich am Sonntag früh den Mut und ging zum 1. Offizier, der mich sehr wohlwollend empfing. Als ich mich ihm vorstellte, sagte er: „Ja, Sie sind mir von der Schiffsgesellschaft sehr empfohlen worden, aber wir können trotzdem keine Ausnahme machen, da ja sonst alle andern Fahrgäste der 3. Kl. auch dasselbe beanspruchen würden.“ Als er mit dem Herrn Kapitän später die Schiffsinspektion machte, stellte er mich letzterem vor, der mir genau dasselbe sagte, wie sein 1. Offizier. Als er sich zum Fortgehen wandte, sagte ich ihm: „So sehen Sie doch durch die Finger und lassen Sie uns gewähren!“ „Gut“, sagte er, „aber ich weiß von nichts!“ Nach dieser Aussprache haben wir uns wieder überall frei bewegt, und die Kinder durften nach und nach auf allen Decks spielen und alles mitgenießen, was den Kindern der 1. und 2. Kl. auf solchem Lugsudampfer geboten wird. Am 18. 11. war ruhige See und herrliche Fahrt, so daß der Speisesaal wieder gefüllt war und neuer Mut die Gäste besetzte.

Fortsetzung folgt.



# Wirtschaftliches

## Ungers Bilanzmaschine.

Liebes Menno-Blatt! Vielleicht nimmst Du auch von mir etliche Zeilen in Deine Spalten auf. Es wird so viel von der Pflanzmaschine Ungers gesprochen und so verschieden. Einem gefällt sie, beim andern ist's gerade das Gegenteil.

Ich war unlängst in unserer Stadt und kam mit einem Bürger unserer Kolonie auch auf dieses Thema. Jener behauptete, daß der Apparat entzweigeschlagen werden sollte; ich redete auf ihn ein, aber nichts, er ließ sich nicht davon abbringen. Sein Ausdruck liegt mir schwer auf dem Herzen. Wir sollen ja nicht töten, aber mit dem Zererschlagen der Setzmaschine töten wir (moralisch) einen Mann, dessen Herz warm für das Wohl der Kolonie schlägt, der es wagte, eine Sache anzufangen, die nur zum allgemeinen Nutzen sein kann. Solch ein Mann kann total zugrunde gehen, besonders, wenn so gescholten wird, wie bei dem erwähnten Fall.

Die Pflanzmaschine fehlt nur zu vervollkommen. Ich zum Beispiel bin froh, daß ich einen Ungerschen Apparat habe. In unserm Dorfe sind 5 Stück, die arbeiten alle und zwar aus dem Grunde, weil wir nicht all zu weit von Orloff wohnen und dadurch schnell die Neuerungen und Verbesserungen einführen konnten, die von Unger später erzielt wurden. Es ist ja wahr, an dem Apparat bleibt immer noch zu wünschen übrig. Ich will eines nennen und zwar: das Umstellen von Baumwollsaamen auf Korn; dieses ist noch nicht praktisch, das muß noch anders kommen. Aber Unger ist nicht müßig, er künstelt weiter.

In Schönbrunn soll sich H. Dück der Sache angenommen haben. Das ist recht so und wenn nun Herr Unger mit Herrn Dück und noch andere Interessenten die Sache mal ordentlich überlegen, dann kann es gut ausfallen. Es ist ja auch früher manche Maschine aus der Fabrik herausgekommen, an der der Bauer etwas zu kritisieren mußte. Und durch diese Kritik waren auch nur die Fabrikanten im Stande, etwas Ganzes, Vollkommenes zu bringen. Laßt es uns auch hier so machen, wenn wir auch noch keine Fabriken

haben können. Rat, Aufmunterung und sachliche Kritik durchs Menno-Blatt würde die I. Bürger zu neuem Mut ansachen und wir werden eine Maschine erhalten, die auch ihr Wort mitsprechen wird zum Wohl der Kolonie.

Laßt mich nun noch einige Vorzüge der Pflanzmaschine hervorheben. Sie arbeitet so leicht, daß unsere armen Pferde es gut machen können. Ein weiterer Vorteil ist der, daß man mit dem Apparat alles pflanzen kann, wie: Baumwolle, Kafir, Erdnüsse und Bohnen. Wenn wir die Maschine entzweigeschlagen sollten, dann sind wir wieder bei der Hacke. Ich sage nein, und nochmals nein; wir können uns nur beglückwünschen, daß sich solche Männer gefunden haben, denn solche Maschinen brauchen wir, und sie sind lange nicht so teuer wie die aus der Fabrik.

Ich von meiner Seite würde unsern Bürgern raten, sich diese Pflanzmaschinen zu kaufen, sie werden sicher zum Nutzen sein. In unserm Dorfe sind wir mit dem Apparat sehr zufrieden, und die andern, die damit gepflanzt haben, werden sich zur kommenden Aussaat selber einen holen.

Es haben sich auch in unserer Kolonie Männer auf einem andern Gebiet gefunden, nämlich Raupenspritzen herzustellen. In Orloff hat Bürger G. Friesen einen Spritzapparat gemacht. Ich habe ihn selber noch nicht gesehen, aber sprach mit einem, der ihn lobte und zudem ist der Apparat nicht so teuer. Vielleicht bleibt aber doch noch etwas daran zu wünschen übrig. Sollen wir ihn deshalb auch schon entzweigeschlagen? Wenn ja, dann wird bald niemand den Mut haben, etwas anzufangen. Auch in Schönau macht Bürger D. Görzen Raupenspritzen. Wer möchte noch weiter über diese Sachen schreiben?

Auhagen, G. Reimer.  
im Dezember, 1935.

## Verschiedenes

### Herzliche Grüße

bestehen Geschw. H. Harder mit Kindern an alle ihre Freunde im Ausland. Sie haben neben der vielen schweren Arbeit, um sich ihr neues Heim einigermaßen gemütslich zu gestalten, nun auch noch die Aktivismisierung durchzumachen, die eigentlich

gerade in die ungünstigste Jahreszeit (Hochsommer, mit direkt vom Zenith strahlender Sonne) fällt. Sobald sie sich mehr eingelebt haben, sollen auch die Briefe nach dort folgen. An anderer Stelle dieses Blattes beginnt die Reisebeschreibung in Fortsetzungen, die manchen Leser interessieren dürfte.

### † Der unerbittliche Tod †

ereilte den jungen Familienvater Johann Dürksen, Schönbrunn im Bethesda-Hospital. Der Verstorbene ist eben der Krüppel, für den durch den Boten, Kofstern, eine Geldsumme zum künstlichen Bein gesammelt wurde. Dürksen unterwarf sich hier nun einer Blinddarmoperation. Am 5. Tage starb er daran. Ihn betrauert seine junge Gattin, ein Kindlein und andere Angehörige.

Auch der jugendliche Familienvater Abram Kegehr, Wüstenfelde, der längere Zeit im Hospital an Typhus schwerkrank war, erlag dieser Krankheit. Er hinterläßt ebenfalls eine junge Witwe und ein Kind. Sonst hat sich die Typhusepidemie noch nicht weiter ausgebreitet.

### Einen Flugunfall,

der ihm fast zum Verhängnis geworden wäre, erlitt der General der par. Armer, Herr Estigarribia, als er in voriger Woche von Camacho nach Capirenda eine Lustreise im Tropenland zurücklegte. Als er nach einhalb Stunde immer noch nicht am Ziele eintraf, wurde man unruhig und fragte telephonisch in Fortin Camacho an. Hier war er gestartet. Folglich mußte ein Unfall passiert sein. Nach allen Richtungen wurden Autos ausgesandt. Innerhalb eines Tages fand man denn auch das Flugzeug, das infolge eines Motordefektes auf einem Kamp mit niederm Gestrüpp abgeglitten war, ohne erheblichen Schaden zu nehmen. Der General und sein Flieger waren unverfehrt. Man kann noch von warem Glück sprechen, da heute der Chaco nach dem Friedensschluß wieder nur recht dünn bevölkert und auf hunderten von km kein Mensch anzutreffen ist.

### Temperaturen

für den Dezember wurden folgende gemessen: max. 41, min. 16, mittel 29,7 Grad nach Celsius. Niederschläge 88 mm.

## ! Zur Beachtung !

Am 1. Januar l. Jahres wurde auf der Eisenbahn der Gesellschaft Casado ein Diebstahl verübt, wobei neben einigen Koffern mit verschiedenen Sachen auch einige Fernheimer Post abhanden kam. Der Dieb sitzt heute auf Puerto Casado hinter Schloß und Riegel. Auch fand man etliche Sachen bei ihm, darunter ein Bantshed auf 5 Dollars auf den Namen Joh. Joh. Friesen. Weitere Post war nicht zu finden. Mag diese Anzeige denjenigen außer unserer Kolonie zur Orientierung dienen, die in der Zeit etwa vom halben Nov. 1935 und später Wertpapiere oder wichtige Briefe hierher sandten. Von Nordamerika und Europa bis hier reist unsere Post 6-7 Wochen.

Andere Blätter, die Beziehungen zu unserer Kolonie haben, werden dringend gebeten, dieses zu kopieren.

Das Fernheimer Postamt.

Schriftleiter: Nikolai Siemens.